

G

ott ist eine Flasche: ein Fläschchen nur, klein und weiß, ein Pfennigartikel, dazu bestimmt, ein paar wenige Tropfen Flüssigkeit zu bergen, ein Mittel zur Reinigung von Tonabnehmern. So sehen das die Ungläubigen. Für die Gläubigen kann das Nichts aus Plastik die Welt sein und mehr als das: Überirdisches.

Josef Pfeffer, 59, ist befallen vom Glauben. Der EDV-Berater lebt in einem kleinen Ort im Bayerischen, ziemlich weit weg von überall. Er wohnt wie in einem Friedhof, und er liebt dieses Leben inmitten seiner Toten. Wagner liegt da. Die Callas. Furtwängler. Sir Georg Solti. Beethoven. Sie sind gewaschen und geölt. Sie sind bereit zur Auferstehung. Die Toten sollen leben. Josef Pfeffer setzt mit dem Zeigefinger seine Auferstehungsapparatur in Gang.

Die Nadel senkt sich in eine Rille. Der 32 Kilogramm schwere Plattenteller bringt die Toten in Bewegung. Sie räkeln sich durch den Tonarm hinüber in den Vorverstärker, atmen sich durch Vorverstärker hinein in Verstärker, wo Röhren glühen, dass ihnen warm wird ums Herz. Beschwingt nehmen sie den Weg durch die letzten Meter Kabel. Sie kommen Josef Pfeffer nahe. Er verlangt das Herz und das Hirn seiner Toten, er will fühlen, wie Beethoven empfunden hat. Er fordert das Absolute, den großen Klang für den einen, den großartigen Moment, der ihm den Komponisten ins Wohnzimmer stellt. Wo er erlebt: „Beethoven erschüttert mich bis ins Innerste.“ Er will ihn ins Leben zwingen. Er will ihn in sein Leben zwingen.

Auferstehung, wie Josef Pfeffer sie betreibt, ist ein teures Geschäft. Die Nadel gehört zu einem Tonabnehmer, der Goldfinger heißt, aber gleich eine Hand voll Gold kostet. Der Händler berechnet 7900 Euro. Den Tonarm gibt es für 7000 Euro, den Plattenspieler „EnVogue Quasar“ für 9900 Euro. Für die Verstärkerkette hat Pfeffer 47 000 Euro bezahlt. Dazu das CD-Laufwerk von Jadis für 18 500 Euro, ein UKW-Radio für 11 900 Euro, ein bisschen Zubehör wie Stromstrippen und Lautsprecherkabel für 25 000 Euro.

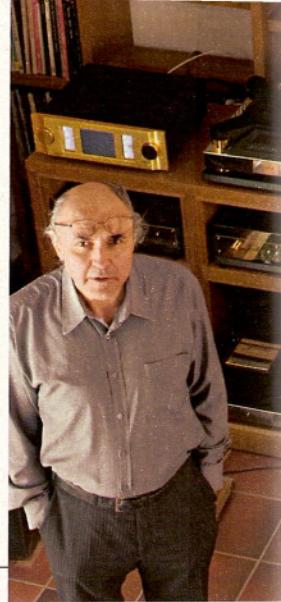
Josef Pfeffer ist ein Hoffnungsträger. Die Deutschen hören immer schlechter: Download statt Hochklang. Vor zehn Jahren gaben sie vier Milliarden Euro für Hi-Fi aus. Eine Milliarde davon galt High End, wo sich die Technik mit den Preisen ein Wettrennen in Richtung Mond liefert. Vergangenes Jahr sparten sich die Deutschen auf 2,6 Milliarden Euro herunter.

Nur am Hohen Ende ist der Umsatz stabil.

JOSEF PFEFFERS HÖR-ANLAGE:

• Plattenspieler EnVogue Quasar	9900 €
• Tonarm Clearaudio Master TQ-I Gold	7000 €
• Tonabnehmer Clearaudio Goldfinger	7900 €
• CD-Laufwerk Jadis JD 1	18 500 €
• D/A-Wandler Jadis JS 1 MkIII	11 400 €
• UKW-Radio Magnum Dynalab	11 900 €
• Vorverstärker Jadis JPP 200	8500 €
• Vorverstärker Jadis JP 80	14 500 €
• Endstufen Jadis JA 200 (Paar)	24 000 €
• Kabel und diverses Zubehör	25 000 €
• Lautsprecher Wilson Watt/Puppy	33 000 €

Gesamtwert	171 600 €
------------	-----------

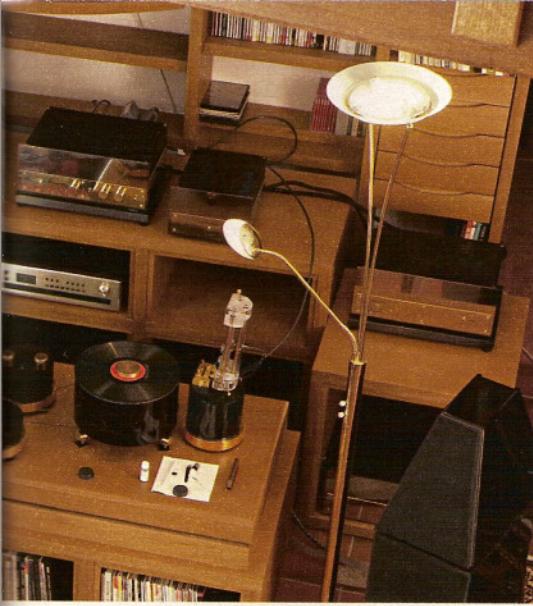


In der Oberklasse braucht es keine 6000 Kunden wie Josef Pfeffer, um die Milliarde Umsatz voll zu machen.

Dafür gönnen sich die Herrschaften Erlesenes. Das Lautsprecherpaar aus dem Holz eines Whiskeyfasses, mindestens 50 Jahre alkoholgetränk im Einsatz, ist etwas für die Einsteiger. Der Japaner, der sein Haus um garagengroße Basshörner herumgebaut hat, die fernöstliche Ausnahme. Aber da gibt es den Steuerberater, der sich abends zur Entspannung Heino gibt. Um die 40 000 Euro hat er für das Paar Lautsprecher ausgegeben, das ihm über ein Hönertrio den Sonnenbrillensänger auf Knopfdruck lebensgroß in den Hörraum stellt – in einer Dynamik, von der Heino nur träumen kann. Und es gibt den Unternehmer, der sich zu Weihnachten den ganz besonderen Wunsch erfüllt haben wird. Dann wird sein Hörbunker bezugsfertig sein. 40 Quadratmeter, in Höhe und Breite, in Tiefe und Materialienauswahl auf perfekten Wohlklang getrimmt. High End unterm Vorgarten soll den allerletzten Kick geben: Der Jazz-Freund macht sich zum Bewohner seines selbst gebauten Klangkörpers. Er wird Segel einziehen, Reflektoren aufstellen. Er wird glücklich sein, weiterbauen, weiterexperimentieren, weiterstreben zu können: lustvoll als Jäger des vollendeten Klangs. Wochen bevor er das erste seiner Musikgeräte in den Hörraum schleppt, weiß er, er wird wieder an der Perfektion gescheitert sein.

Die Phantasie blüht im Grünen. Sanft knirscht der Kies unter den Füßen, der Weg windet sich zwischen alten Bäumen hindurch zu Menschen, die sich Wohlfühllampen mit warm gemischtem Lichtton auf den Schreibtisch stellen. Der Chef drückt den Kolben in den Bodum-Kaffemacher. Jochen Räke trägt Tassen und Kekse in den Montageraum, wo Finger in weißen Handschuhen Laufwerke

Die Toten sollen leben. Josef Pfeffer setzt mit der



„Nur Röhren können Geigen“, versichert Josef Pfeffer. Sein Wohnzimmer gehört zur Hälfte der Musik. Die Röhrenverstärker ersetzen die Heizung

für Plattenspieler zusammenstreicheln und die Mitarbeiter versichern, den Kaffee und das Gebäck serviere der Chef nicht nur, wenn Besuch da ist.

Krise? Jochen Räke, Inhaber der Plattenspieler-Manufaktur Transrotor in Bergisch Gladbach, mit 800 Stück im Jahr Marktführer in Deutschland, müht sich, keinesfalls arrogant zu klingen. Das gibt der Antwort etwas Gewundenes: „Krise ist ein Wort von Leuten, mit denen wir nichts zu tun haben.“

Räke verkauft Hi-Fi seit 1971. Sein erster Kunde war Raimund Harmstorf. Der Schauspieler, der sich künstlerisch gern in rohen Kartoffeln ausdrückte, kam bei einer Messe auf Jochen Räke zu: Kannste mir eine ganze Anlage machen? Hauptsache irgendwie durchsichtig, so aus Glas oder spiegelnd. Jochen Räke büßte Auftrag Nummer eins mit Kopfschmerzen. Als er die Geräte auslieferete, betrat er einen Raum ohne Begrenzung. Alle Wände waren verspiegelt, der Fußboden mit Tigerfell ausgelegt. Harmstoffs Mitgefühl für den schwindelig schwäbelnden Lieferanten hielt sich in Grenzen. Der „Seewolf“ stemmte die Blondine von seiner Seite und schwenkte sie hoch über dem Kopf: Siehste? Musste fit bleiben!

„Man trifft immer Verrückte“, hat der Landmaschinenmechaniker mit Ingenieurstudium früh gelernt. Seine Diagnose nach 35 Jahren in einem Beruf zwischen Dealer und Therapeut: Es sind Menschen, die befallen werden von der Sucht, etwas zu besitzen, was kein anderer hat.

Das prägt die Geschäftspolitik. Plattenspieler bietet die Manufaktur ab 2000 Euro an, ohne Tonarm und Tonabnehmer. „Da gibt's richtig was fürs Geld“, findet der Chef. Auch die Mittelklasse sei „ordentlich gerechnet“. Den „Gravità“ könnte Räke auch billiger kalkulieren. Er kostet 55 000 Euro. Doch die Kunden fordern

nicht weniger, sie verlangen nach mehr. Jochen Räke staunt über Tonarme, die aus dem Holz alter Tennisschläger geschnitten sein sollen. Er schüttelt den Kopf über Spezialanfertigungen aus dem Schweizer Uhrmachertal: Träger für Tonabnehmer, die teuer sind wie ein Kleinwagen. Und ebenso unangenehm im Klang.

Wenn es Nacht wird in Bergisch Gladbach, drehen sich im Montageraum zehn Plattenspieler ZET 1 im Einlaufööl. Die Zeit vor Weihnachten ist Hauptgeschäftszeit. Am nächsten Morgen, nach dem Ölwechsel, müssen sie durch die Endkontrolle. Jochen Räke steigt ein Stockwerk höher. Auf den Plattenteller eines seiner handlichen Modelle legt er Audiophiles. „Getting to know You“, singt Jheena Lodwick. „Privat höre ich mit einer kleinen Anlage“, sagt Jochen Räke. „Ich weiß ja, wie ein Orchester klingt. Ich brauche da nur einen Leitfaden. Einem Musiker genügt ein Kofferradio.“

Hinter Jochen Räke steht auf drei Beinen sein Spitzenmodell. Fünf weitere Beine dienen allein zum Stabilisieren. Der „Transrotor Artus“ ist 220 Kilo schwer, das Laufwerk kardanisch immer in Richtung Erdmittelpunkt zentriert, der Plattenteller berührungslos von einem Magnetfeld in Bewegung gehalten. In den beiden kommenden Tagen werden sich zwei der zehn Mitarbeiter von Räkes Manufaktur mit dem Zerlegen beschäftigen. Dann verpacken sie 105 Einzelteile in Holzkisten, allein die Verpackung wiegt 200 Kilo. Jeder einzelne Arbeitsschritt wird fotografiert und in einer 50-seitigen Dokumentation festgehalten. Der Kunde drängt. Zu Weihnachten soll der „Artus“ in Korea stehen. 118 000 Euro hat er sich die blinkende Wundermaschine kosten lassen, ein Geschenk für sein Paar Ohren. Und für die Eitelkeit dazwischen.

„Kommen Sie“, sagt Josef Pfeffer. Der Herr über eine 170 000-Euro-Musik-Apparatur und ein weißes Plastikfläschchen, das Gott spielt, will zeigen, wo in seinem Haus die Auferstehung den Anfang nimmt.

Am Anfang ist die Küche. Jeder muss hier durch, jeder seiner Toten, und die lagern zu Tausenden in allen Schränken und Winkeln seines Hauses. 16 000 Schallplatten hat Josef Pfeffer gesammelt. Doch den Erweckungsplatz auf seinem Plattenteller darf kein Massenprodukt belegen.

Wagner und die Callas, Furtwängler, Beethoven und Sir Georg Solti, jeden bringt Josef Pfeffer vor dem Muisizieren zum Quietschen.

Zwei Waschmaschinen für die Schallplatten stehen in der Küche. Josef Pfeffer befüllt sie mit 70 Teilen des tillierten ►

eigefinger seine **Auferstehungsapparatur** in Gang

Musik hören? Geht eigentlich nur in der Nacht oder am Wochenende

Wasser und 30 Teilen Isopropylalkohol. Dann gibt er einige Tropfen Spülmittel dazu, es muss Pril sein. „Das klingt anders“, sagt Josef Pfeffer, und er sagt es nicht ironisch.

Nach drei Waschdurchgängen ist das vollendet, was Josef Pfeffer die normale Wäsche nennt. Er gönnt seinen Schallplatten einen vierten Durchgang. Dazu nimmt er Weingeist, 96-prozentig. Zum Abschluss drückt er ein Mikrofasertuch fest auf die Platte. Sie quietscht beim Drehen. „Das ist das Zeichen“, sagt Josef Pfeffer, „dass die Trennmittel von der Herstellung aus den Rillen gewaschen sind.“

Pfeffer hat ein Problem gelöst. Er hat ein neues geschaffen: „Alkohol entzieht.“ Was immer entzogen ist, es muss mit Öl wieder zugefügt werden. Josef Pfeffer trägt ein Spezialöl auf, gewonnen aus Haifischknorpel, 50 Milliliter für 85 Euro. Die wahren Kosten sind höher. Der Schallplattenbalsam arbeitet wie Kriechöl, dringt über die Nadel in den Tonarm ein, zwei Systeme hat es ihm schon ruiniert. Aus dem Schaden von 14 000 Mark hat Josef Pfeffer gelernt. Jeder seiner Toten, wenn er gewaschen ist und gesalbt, muss drei Monate lagern. „Ich höre nur geölte Platten“, sagt er, „sonst sind die Höhen zu hart und zu schrill. Ungeölt – das tut den Ohren weh.“ In der Küche tropft der Wasserhahn. Das Geräusch stört seine Ohren nicht.

Gerhard Fisch, 49, quält sich mit dem Strom. Immer quält er sich mit dem Strom. Damit er die Quälerei in Zahlen fassen kann, hat er sich in Augenhöhe die Anzeige der Stromspannung an die Wand gehängt. Eben noch waren es 227 Volt. Jetzt ist die Spannung auf 221 Volt gesunken. „Die Leute haben ihre Fernseher eingeschaltet“, stöhnt Gerhard Fisch. Es ist später Nachmittag. „Im Grunde kann man Musik nur nachts oder am Wochenende hören. Dann fließt sie, sie wird lebendiger und selbstverständlicher. Sonst klingt es manchmal einfach tot.“

Tagsüber hört Gerhard Fisch Abmahnung, Aufhebungsvertrag und Abbau von Stellen. Er ist als Betriebsrat einer großen deutschen Bank von Cottbus bis Ravensburg unterwegs. Zu Hause hört er Strom. „Es gibt Tage, da verfalle ich in Euphorie, so gut klingt der.“ Er tut, was er kann, um seine Musikanlage mit dem Bestmöglichen zu füttern. Die vier Lautsprecher-Schränke seines exotischen „Genesis 200“ für 52 000 Euro, allein jeder der Basstürme wiegt drei Zentner, haben einen erlesenen Appetit.

Den Plan, seine Anlage vom Elektrizitätswerk abzukoppeln, musste Gerhard Fisch verwerfen. Den Generator, der ihm Maßstrom statt Massenstrom liefern sollte, hatte er schon aufgestellt. Doch war das Motorengeräusch lauter

Acht Beine für ein „Stille Nacht“.

Jochen Räke kniet nieder vor „Artus“.

Sein vielfüfiges Top-Modell beglückt zu Weihnachten einen Hörsüchtigen in Korea



GERHARD FISCHS LIEBES-OBJEKT:

• Plattenlaufwerk Clearaudio	2 500 €
• Tonarm Clearaudio	2 400 €
• Tonabnehmer Clearaudio	5 600 €
• Phono-Vorverstärker Clearaudio	3 700 €
• CD-Spieler/Vorstufe Audio Aero	9 300 €
• Endstufen Mark Levinson	12 900 €
• Entkopplung/Netzfilter für Phono	1 600 €
• Lautsprecherkabel	8 000 €
• Stromkabel/Netzspinne	10 000 €
• Netzfilter	1 500 €
• Klangschälchen	7 500 €
• Lautsprecher Genesis 200	52 000 €
Gesamtwert	117 000 €



sagt Gerhard Fisch. Dann wird der Strom lebendiger, selbstverständlicher

als jeder Klanggewinn. Gerhard Fisch ist mit seiner 120 000-Euro-Anlage in den Keller gezogen. Dorthin, wo der Strom direkt aus dem Verteilerkasten kommt. Damit seine Mark-Levinson-Endstufen nicht dasselbe Futter bekommen wie Kühlenschrank und Kaffeemaschine. 10 000 Euro hat Gerhard Fisch für seine Stromkabel ausgegeben, sie kommen aus Schweden, 8000 Euro für die Lautsprecherkabel. Er nimmt reines Kupfer. „Silber klingt zu hell.“ Jedem einzelnen seiner Geräte gönnst er einen Netzfilter, „um Stromschmutz vorzureinigen“. In regelmäßigen Abständen zucken Lichtblitze durch seinen Hörraum. Sie kommen vom „Noise Harvester“. Dieses Kästchen soll die Netzstörungsenergie sammeln und immer dann, wenn der Kondensator voll ist, in Licht als andere Energieform umwandeln. Die Störungen im Netz, wissen die Gläubigen, „sind verantwortlich für einen leicht glasigen Hochtontbereich und unausgewogene Bühnendarstellung“. In der Raummitte liegt auf dem Boden der „Audio Animator“. Für 760 Euro soll er die Luft aufbereiten, denn „Luft kann durchaus unterschiedliche Qualitäten haben, sodass Schall besser oder schlechter transportiert wird“. Damit das Zaubergerät seine Energie erneuern kann, kommt es immer mal für eine Nacht in den Kühlenschrank. An den Wänden des Kellerraums stehen zwölf Klangschälchen, einen Zentimeter klein, aber zwischen 200 Euro und 1800 Euro teuer. In Kupfer, Silber, Gold, Platin sollen sie Obertöne zum Klingen bringen.

Gerhard Fisch steigt die Treppe hinab. Schritt für Schritt verlässt er die Welt, wo er irgendeiner ist von 6000 Mitarbeitern einer Bank, und geht Stufe um Stufe tiefer in sich hinein. Er schließt die Tür. Der Raum entwickelt seinen

eigenen Klang. Gerhard Fisch beginnt, seine Anlage mit Strom zu füttern. Es dauert 20 Minuten, bis sie warm gelaufen ist. Auf den Plattenteller legt er „The Weavers“, ein Konzert mit Pete Seeger, aufgenommen 1963 in der Carnegie Hall, eine Spezialpressung, sie zerlegt die Schallplatte von einst in vier einseitig bespielte Scheiben, die für mehr Dynamik auf 45 Umdrehungen in der Minute hochgefahren sind. Gerhard Fisch setzt sich. Der einzige Sitzplatz mitten im High-Tech-Keller ist ein altes Sofa. Seine Füße beginnen zu wippen. Die Beine lassen sich anstecken. Er verschränkt die Arme hinter dem Kopf. „Hier bin ich jemand“, sagt er. „Hier habe ich etwas erreicht. Das verschafft mir die Anerkennung, die ich sonst in dem Maß nicht bekomme.“ Dann verschluckt ihn seine Musik.

Josef Pfeffer ist bereit fürs Hohe Amt. Sein Plattenlaufwerk ist von allem Irdischen abgekoppelt. Es schwebt auf 22 Magnetzähnern, die sich berührungslos abstoßen. Die Schwerelosigkeit im Wohnzimmer hat er sich 10 000 Euro kosten lassen. Auf dem Tonarm rückt er vier kleine Scheibchen nach links, die Resonanzen ableiten sollen. Auf die drei Scheiben rechts stellt er oben auf seine kleinen weißen Flasche. Wie ein Prediger steht er im Raum, die Augen funkeln unter gezwirbelten Augenbrauen.

Das Knistern ist ungeheuer, denn geölte Schallplatten sind staubempfindlich. Doch dann kommt Sir Georg Solti vorbei. Freundlicherweise bringt er die Wiener Philharmoniker mit, und die sind in der Laune, einen Wagner zu spielen, der den Konzertraum in Höhe, Breite, Tiefe ausfüllt. Die „Walküre“ beginnt. Die Sänger betreten die Bühne, und Josef Pfeffer schließt die Augen. Er hört angestrengt. „Musik“, wird er sagen, als Solti wieder abgetreten ist, „Musik ist nichts, was unterhält oder entspannt. Musik ist etwas, das mich zutiefst aufwühlt.“

Das Werk der Auferstehung, das ihm mehr Leben beschert als jeder Konzertsaal, weil er sich auf der Bühne fühlt und nicht im Zuhörerraum, es gelingt nur, wenn das weiße Plastikfläschchen an die richtige Stelle auf dem Tonarm gerückt ist. Josef Pfeffer hört es, wenn die Flasche fehlt. Er sagt es im tiefen Ernst, wenn er über den Pfennigartikel auf der 170 000-Euro-Auferstehungsapparatur spricht, „das Klangbild fällt auseinander. Es klingt weniger homogen“. Gott kann eine Flasche sein. Und erst sie macht die Erweckungskette vollkommen.

Friedrich Nietzsche, der Gott bekanntermaßen nicht sehr schätzte, sagte: Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum. Der Philosoph vergaß, eines zu erwähnen: Vor Irrtümern bewahrt auch Musik das Leben nicht. ■

„Nur Transistoren können Bässe“, formuliert Gerhard Fisch als Glaubensatz. Jeder seiner Basstürme wiegt drei Zentner

